

Nach Feierabend

Wichtige Frage.

Der Professor sagt zu seinen Hörern: „Sie werden also jetzt im Examen zu beweisen haben, was Sie bei mir gelernt haben. Die verschiedenen Prüfungsaufgaben werden Ihnen am Tage des Examins ausgeschrieben, Sie sind bereits beim Drucker. Hat noch jemand eine Frage?“ Ringsum Schweigen. Da klingt von ganz hinten eine Stimme: „Wer ist der Drucker, Herr Professor?“

Talentprobe.

„Anna, wie sieht die Küche aus! Alles ist schmutzig, nicht ein Teller und eine Pfanne sauber!“
 „Nicht meine Schuld, gnädige Frau. Fräulein Ella hat mir zeigen wollen, wie sie in der Kochschule Bratartoffeln machen gelernt hat.“

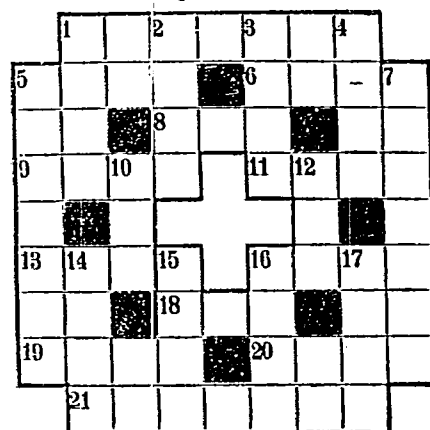
Das Urteil.

Frau Schlampfi war, um etwas für ihre Bildung zu tun, ins Theater gegangen. Es wurde „König Lear“ gegeben. Aufmerksam folgte sie den Vorgängen auf der Bühne, und als die aufregende Szene zwischen König Lear und seiner Tochter Goneril zu Ende ging und der Vorhang fiel, jagte Frau Schlampfi aufatmend zu ihrer Freundin: „Gott, ist das eine unangenehme Familie, diese Lears!“

Im Francezustand.

Ein Fensterputzer in Amerika schlief während der Arbeit im dritten Stowerk ein, kippte über und fiel auf die Straße. Ein Passant, der gerade vorüberging, hörte, wie der Arme vor sich hinbrummte:
 „Na doch, Emma — ist steh' ja schon uff.“

Kreuzwörterrätsel.



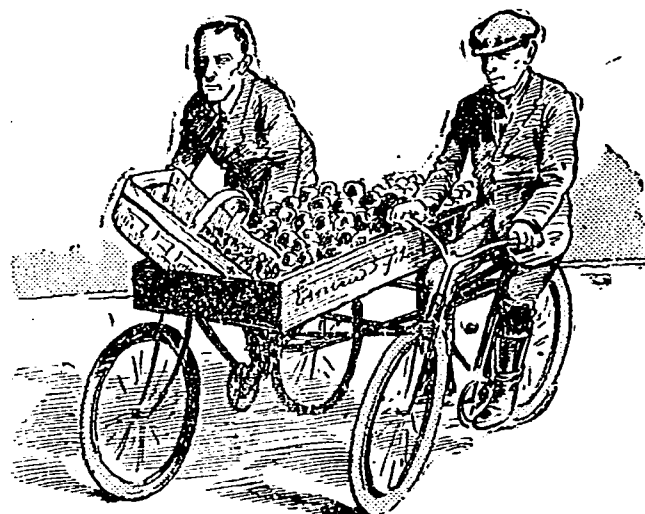
Bedeutung der einzelnen Wörter:

a) von links nach rechts: 1 staalliches Gut, 5 Ballspiel, 6 Pause, 8 Anerkennung, 9 Bierhänder, 11 Hirschart, 13 Helfer, 16 Laubbaum, 18 Stadt in Württemberg, 19 Haustier, 20 Nebenfluß des Rheins, 21 Halbleib;

b) von oben nach unten: 1 Ansiedlung, 2 Pfendamm, 3 Nachlaß, 4 Schornstein, 5 Baum, 7 Stadt auf der Illischen Halbinsel, 10 Kopfbedeckung, 12 rumänische Wägen, 14 Kohlenstaub, 15 Gouvernament und Stadt in Rußland, 16 weiblicher Vorname, 17 Körperteil.

Scherz und Ernst.

11. Die Haut des menschlichen Körpers besitzt über zwei Millionen Schweißdrüsen, die durch ihre Tätigkeit den Körper entgiften und die Nieren entlasten. Wie wichtig die Funktion der Hautdrüsen für den Menschen ist, zeigt der tragische Fall eines Knaben, der vor Jahren, anlässlich einer Festlichkeit, am ganzen Körper mit Goldfarbe bestrichen, das goldene Zeitalter verjüngte, und am Abend trotz völliger Gesundheit starb.



„Freie Bahn dem Tüchtigen!“

Zeit ist Geld! Nicht mehr nur für den Amerikaner, sondern nicht minder für den Deutschen. In richtiger Angleichung an die heutigen Erfordernisse hat sich jetzt ein Berliner Obsthändler einen fliegenden Obstwagen bauen lassen, der ihn in den Stand setzt, in denkbar kürzester Zeit von einem Stadttell zum anderen zu fahren, um seine Ware anzubieten.

Plattdütsch Eck.

Gen düchtig Lieferant.

Zal School, dor mödt dat quode Totel
 Wört Sinn een mächtigen Spektotel.
 Noch jeiht et över Tisch un Bank
 Mit Suchen un Beschrie dorumang.
 Noch is de Lehrer nich so sehn,
 Denn is int School et jor so schön.

„Nu jeiht de Döhr upp — Lehrer Will
 kümmt in de Klaf, un' als is still,
 Un all de quoden willen kümmt
 Sind brov, wie Engels in den Himmel.
 Wot cener, Frikten Lävelfchnut,
 De hüßt dat Sitten noch nich ut.
 De rufst ut Schoolbank hen un her,
 As ob dat Sitten jor so schwer.“

Jedoch dat is et nich jweest,
 He silt süs brov un artig fest,
 Güt har jedoch he wat to mellen,
 Wat he den Lehrer müßt vertellen:
 Dat he een Bröderken jekrägen,
 Un dat dat schon janz düchtig jekrägen!

Doch as de Lehrer jor nich lidd,
 Mich mol een baten noch em nidd,
 Dor höl uns Fröh dat nich mehr ut,
 Un schallernd kem't ut jine Schmut:
 „Gen Bröderken kreg id int Nacht!
 De Jänfchen hett et uns jebracht!“

„Dat freut mi,“ jeggd de Lehrer un,
 „De Jänfchen is een jooode Fru.“
 Un will — de Sol is affjehohn —
 Nu mit dat Lehren wierterjoh.
 Jedoch sunn Fall bringt wie bekannt
 De Jöhren all ut Mand un Band.
 Un Willi Strohtopp, wo all Johr
 Gent tokümmt to de Bröderfchoor,
 De deiht se alle överbränfchen:
 „Wie löpen oof stets bi de Jänfchen!“

F. Was, Schwedt.



Schwedter Familienblatt

Wöchentliche
 Unterhaltungs-Beilage zum
 Schwedter Tageblatt

Nummer 37. Sonnabend, den 11. September 1928

Die Madonna ohne Schein.

Eine heitere Geschichte von Fred Meius.

1. Fortsetzung

Das Wehagen spannt sich um den runden Tisch — die goldene Freude — die Liebe, die diese Menschen mit Einschluß Linschens einie. Und als der dicke Le sein Glas erhob, um zu wünschen: „Auf daß wir noch recht oft so froh zusammenstehen!“ gab es bei geneigten Gläsern einen reinen, hellen Klang.

Dann war es ja nur naheliegend, daß Le, der gern ein bißchen nach Wehaglichkeit in die Zukunft schaute, die große Frage tat: „Wann geht es denn nun endlich los?“
 „Du mußt präziser sprechen,“ mahnte Lieschen. „Er meint die Hochzeit, Linschen.“

„Und die — weich und gebefelig — gab zurück:
 „Ich hoffe — bald.“

„Du mußt präziser sprechen,“ sagte nun auch Martin.
 „Geh, Linschen, „bald“ ist ein sehr dehnbarer Begriff. Für mich ist „bald“, wenn ich am dritten Feiertag das Aufgebot bestellen kann. Und für dich?“

„Ein wenig später schon. Den genauen Zeitpunkt weiß ich heut noch nicht bestimmt. Es hängt von manchem ab.“

„Das jagst du so. Aber du wirst in Himmelsjort gebraucht. Dort steht die Frau in Haus und Hof. Und meinem Herzen fehlt sie schier noch mehr. Daß ich jeden Sonnabend zu dir hinüberfahre und bis Montag früh mit dir zusammenbleiben kann, ist ja wunderbar, aber...“

„Du...“ räusperte sich Le.
 „Du, sei nicht unartig!“ drohte Linschen ihm und wurde rot. „Martin meint natürlich nur für ein paar Tagesstunden, wie sich's für Verlobte ziemt.“

„Natürlich mein' ich das. Aber für meine Sehnsucht ist das nicht genug.“
 „Glaub' ich,“ nickte Le.

Da drehte Linschen sich zu Lieschen. „Mit den Männern ist ja nicht zu reden,“ sagte sie.
 So verließen sich die beiden Frauen denn in Kochrezepten und andere nützliche Gespräche. Die beiden Schwäger aber fanden bald ein Thema, das sie beide interessierte: die Pferde.

Martin erzählte von einem jungen Schimmelwallach, den er vor kurzer Zeit als Reit- und Wagenpferd erstanden habe. „Ein prächtiger Kerl. Ungarisch Halbblut. Aber ungezogen wie ein verzogenes Föhr. Und verdammt gundig ist er. Schrammt mir neulich vor einem weißen Föhr ab, daß ich ihn kaum halten konnte. Richtung Bahn. Erst kurz vor der hinabgelassenen Schraube bekam ich ihn wieder in die Hand.“

Lief da Linschen ihre Kochrezepte und warf das Köpfchen feiwärts.
 „Martin — um Gotteswillen, in mir von Gefallen und Verkauf das wilde Pferd.“

„S — sieh mal,“ sagte Martin und sah sie lachend an. Linschen aber war ganz Angst und Frauenflege. „Ober laß lieber, wenn du es schon vorspannst, deinen Antscher fahren,“ bat sie. „Gewiß weiß der besser mit dem wilden Tier umzugehen wie du.“

Nun war der Topf entzwei. Das war das dümmste, was das gute Linschen sagen konnte. Le lachte laut. Martin aber sah Linschen geradezu voll Mitleid an, dann drehte er sich ab und sagte ebenso wie Linschen vorher:

„Mit den Frauen soll nun jemand reden, Schwager. Proft!“

Endlich erklärte Lieschen: „So, liebe Herrschaften, nun ist unser kleines Mahl zu Ende. Wenn es euch recht ist, wollen wir alle in das Herrenzimmer hinübergehen. Dort entzünde ich noch einmal die Herzen an dem Weihnachtsbaum.“

Und als sie alle (vorüber Le aufmerksam wachte) die Gläser ausgelesen hatten, wurde aufgestanden. Sie reicheten sich, eine gesegnete Mahlzeit wünschend, um den Tisch herum die Hände und auaen in das Zimmer nebenbei.

Da brannte jetzt der Weihnachtsbaum. Die elektrischen Kerzen an den Zimmerlampen waren ausgedreht. So recht heimelig sah es sich bei dem Kerzenschimmer. Man plauderte oder jann den Zigarrenwölkchen nach und begann behaglich zu verdauen.

Die beiden Li's — so nannte Le die beiden Frauen — hatten sich bald wieder in ein krauses Neß von Wirtschaftsfragen, Hausfrauenangelegenheiten und Toilettenfragen eingesponnen. Die beiden Schwäger rauchten, tranken einen Schnaps — noch einen — Le riet zu einem dritten (alle guten Dinge seien eben drei) und plauderten von dem, was ihnen eben lag.

So jand der Schlag der zehnten Stunde die Bier warm und behaglich in die Klubjessel gelehnt — bei guten, frohen Neßen — und — nach dem Gejet des Weharrungsvermögens — gar nicht recht geneigt, diesen Zustand zu beenden, als Linschen mahnte:

„Martin, es ist schon zehn. Lieschen und ich haben es heute schwer gehabt. Auch Le ist müde —“

Der protestierte.
 Doch Linschen ließ sich nicht beirren. Sie stand kurz entschlossen auf. „Morgen und übermorgen sind auch noch Feiertage.“

Martin gab ihr recht. Er küßte seiner Schwester ritterlich die Hand. Er sagte: „Es war, wie immer, hübsch und gemüthlich bei euch, Lieschen. Habt schönen Dank. Morgen bin ich ja nun mit Linschen im Theater. Aber übermorgen habt ihr uns nochmal. Und gleich nach den Feiertagen seid ihr alle drei bei mir in Himmelsjort zu Gast.“

Das Brautpaar ging Arm in Arm durch die weihnachtshille Stadt. Es war klarer Frost. Ihre Schritte hallten. Und Linschen drängte sich an Martin, als fröre ihr des Liebe, reine Herz.

„Du — — —“
Da war dem Martin auf einmal sehnsuchtslang um
heiß.
„Mein Linsen — — —“
„Mein Mart! — — —“
„Hätte ich dich doch nur bald. So ganz und stets.“
„Gast mich doch — hast mein Herz. Und ist diese Ge-
wiskheit unseres großen reinen Glück nicht wunder-
schön?“
„Ja, Linsen — mir scheint's, als sei's die Himmels-
pforte. Und das, was kommt, das sei der Himmel selbst.“
Er drückte sie. Sein Atem dampfte heiß.
Linsens Augen glänzten in die stille Nacht.
„Ja, Mart! Und an der Himmelspforte ist man gut
und brav.“

Das neue Jahr war angebrochen. Martin saß in
Himmelsport und sah dem Mittag ins Gesicht.
Wenn in Himmelsport die Stürme durch die öden
Gassen segten — am Mittag-Haus der Regen rauschte und
die Wände klagen — Einsamkeit und Sde durch den langen
Abend schlichen, tröstete sich Martin wohl: bald kommt
das Glück. Es wärmt dir Heim und Herd — bald wohnt
dein Linsen als liebe Hausfrau hier. Das war der süße
Hoffnungstraum, an dem er sich berauschte.

Himmelsport war ein großes, reiches Bauerndorf im
Ostbavelländer Kreis. Von drei Seiten umschlossen es
weite, ebene Felder. Dort lag der Segen Himmelsports,
der Urgrund seines Reichthums. Auf der vierten Seite
aber — nach Norden zu — lag Wald und in dem Wald
der große Himmelsportler See.

Ein paar Villenkolonisten hatten sich schon vor dem
Kriege ihre schneidenden Häuschen an diesen waldumstandenen
See gebaut. Ein großes Sanatorium folgte nach. In den
Sonntagen besuchten Anstifter aus Berlin den Himmels-
portler Wald. Und in den letzten Jahren wuchsen die
Villen geradezu wie Pilze aus der Erde. Wald öffneten
zwei elegante Restaurants den Sommergästen ihre Pforten.
Ein Verschönerungsverein hatte sich gegründet. Aber da-
mit war's noch immer nicht genug. Kurz nach dem Kriege
kam ein Unternehmer aus Berlin und lebte ein prächtiges
Kurhaus an den Himmelsportler See.

Nun war die Sache richtig. Reunion und Sommer-
feste gab es. Man tanzte Schminch, Jazz und Hiawatha.
Und aus der unscheinbaren Raupe einer schlichten Villen-
kolonie hatte sich der farbenbunte Schmetterling des „Kur-
ort Himmelsport“ entpuppt.

Kleinlich in der Mitte des Dorfes Himmelsport lag
Martins Gutchen, der Mittag-Hof. Er trug etwa acht-
hundert Morgen guten Weizenboden, Wiese und ein Stück-
lein Wald.

Einstmals — vor Jahrzehnten — war Himmelsport
ein einziger herrschaftlicher Landbesitz gewesen. Von dieser
Zeit her stammte noch das alte Schloss. Heute war es ver-
wittert und verwohnt. Die Fensterscheiben waren erbsindelt
und zerbrochen. Die Obstbäume des Gartens hatte Bauer
Muh: gepachtet. Und zwischen ihnen — wo einst Par-
terres und Blumenbeete lagen — wo noch die Erinnerung
an alte Liebesdinge raunte, an reiferode Edelsträuße
und schlanke Leutnants vom Regimint Gensdarmes —
rauste nun in der Weidezeit das Dorfvieh grünes Gras.

Nur diesem alten Schloss kam Martin tagsüber oft vor-
bei. Dann zog er wohl Vergleiche mit seinem eigenen
schmucken Heim. Wieviel hübscher war das seine doch!
Das heutige Mittag-Haus hatte der Vorbesitzer erst erbaut.
Esenwrandt stand es zwischen alten Bäumen. Die schmude
Bieranda sah auf einen wohlgepflegten Garten. Dinnen
im Hause war alles weiß und hell. Elektrisch Licht war
da, ein porzellan-properes Badezimmer. Nun brauchten
nur noch die hübschen, behaglichen Möbel hineinzukommen,
die Linsen auf dem Speicher hatte, die letzte Hand war
anzulegen — Linsen vor allen Dingen selbst mit ihrem
Neben mußte einziehen — dann nißte das Glück im
Mittag-Haus. Himmelsport lag draußen, der Himmel
drinnen.

Aber bis dahin verging wohl noch geraume Zeit.
Martin war oft ungeduldig. Und manchmal zwickte ihn
die Langeweile.

Gewiß — Arbeit hat ein Landwirt schon. Ein junger,
kreibsamere wie Martin, der sich seinen Besitz fest in die

Hände spielen will, erst recht. Aber der Abend folgt dem
Tag. Und solch ein Winterabend tropft besonders träge
und langsam in das Stundenglas der Zeit.

Die Villenkolonie draußen im Walde lag im tiefsten
Winter-schlaf. Martin hatte noch keinerlei Beziehungen
dorthin angeknüpft. Das Kurhaus war geschlossen. Und
die alten dachnäsigen Bauern im Dorfe selbst kamen für
ein-n Verkehr doch nicht in Frage. Brauchten sie Muthilfe
oder Gefälligkeiten von dem größeren Gute, küßten sie
wohl mal den Hut. Traf Martin sie aber anderen Tages
auf der Dorfstraße, so tippten sie kaum mit dem Zeigefinger
an die Kopfbedeckung.

Dann ärgerte sich Martin. Er schimpfte: „Bauer!“
Das war unwiderlegbar, und er hatte recht.

Eine Tages wurde Martin Mittag gelegentlich eines
Festlichegeschäfts mit Herrn Gutermund bekannt. Herr
Gutermund — man wird sich diesen Namen merken müssen
— wohnt auf der dem Walde abgekehrten Seite im Ad-
ban Himmelsports. Er war seines Zeichens Landwirt.
Auf einem Besitz mittlerer Größe früher böß verkracht,
jatte er sich — von irgendeiner Seite finanziert — nach dem
Kriege wieder auf Gellügelzucht geworfen. Er spekulierte
dabei auf die Nähe Berlins als bequemen Absatzmarkt —
nahm den Mund mit seinen künftigen Erfolgen gewaltig
voll, ließ sich „Herr Leutnant“ (d. Bdw. H a. D. verschie-
er) nennen und war ein großer, starkgebauter Herr.

Als Martin gelegentlich der geschäftlichen Besprechung
seiner Vereinsamung in Himmelsport erwähnte, sagte
Gutermund:

„A, Herr Mittag, da kommen Sie mir ja wie vom
Himmel hergesandt. Als dritter Mann zum Stat. Doktor
Spangenberg, unser Medikus am Ort, und ich suchen einen
solchen schon seit Jahr und Tag.“

So ergab sich denn eine Verabredung — der sich
Martin schwer entziehen konnte — im Hinterzimmer des
Kasthauses Pieske zum Stat.

Als Martin am bestimmten Abend pünktlich antrat,
saß Herr Gutermund bereits beim Grog. Aber nicht, wie
verabredet, im Hinterzimmer, sondern an der Theke vorn.
Er schien gut gelaunt, scherzte mit den Bauern und trieb
zwischenmich mit Emille, der dicken Schenkmausfell, allerlei
verliebten Spas.

Martin bot ein allgemeines „Guten Abend“, dann
verbeete er sich an Gutermund und fragte: „Wollen wir
nach hinten gehen?“

„Aber ja, Herr Kamerad,“ schnarrte Gutermund.

Und als sie beide in dem kleinen Hinterzimmer saßen,
agte er: „Sehen Sie, Herr Kamerad — ich höre, Sie sind
in Felle auch Offizier geworden“ — schaltete er in diese
Anrede erklärend ein, „das ist nun unser Himmelsport.
Wenn vergleichsweise so die Himmelspforte aussieht, spuch
ich Petrus auf die Stiefelspitzen und laß mich lieber in der
Hölle schmoren; ich bedank mich schön. Was hat man hier
in drei Denblers Namen? Bladerci und Stumpfsinn! In
zanz mofches Bierdorf ist es. Mit einem wahren Unge-
hefer von peopfe Voll darin. Wie soll man sich als ge-
bildeter Mann hier Geltung schaffen? In wahres Kunst-
stück.“

Martin lächelte und schloß.

„Wir paar Intellektuellen müssen hier zusammenstehen.
Herr Kamerad, halten Sie sich nur an mich, verstehen Sie?
Stets an mich! Der Doktor Spangenberg ist in alter
Schwachkopf. Der zählt kaum mit. Aber wir beide — ne
geschlossene Fronte gegen dieses Bauernpack! Also . . .
Hand drauf — was?“

Zum Glück kam die dicke Schenkmaus gerade durch
die Tür und brachte Grog. So brachte Martin jetzt nicht
Nebde stehen. Denn flugs kullf Herr Gutermund Emille
in das dicke Fleisch.

„Da haben wir unsere Himmelsportlerin, Herr
Kamerad. Das ist ne Prachtmausell — nicht wahr? Die
macht der Himmelspforte alle Ehre.“

Da ging wiederum die Tür auf und Doktor Spangen-
berg erschien.

„In aller Schwachkopf . . .“ hatte Gutermund gesagt.
Nach einem stollen, ewig jungen alten Herrn irgendeines
Korps oder einer Burschenschaft sah dieser Doktor aller-
dings nicht aus. Mufchlich äußerlich und mufchlich auch
in seiner Art. Wie er nun sprach, hielt er den Kopf ge-
benat, fixierte irgendeinen Punkt und mufchelte unartiku-

nur früh nuchtern muß der Mund mit frischem Wasser aus-
gespült, der Hals ausgurgelt und müssen die Zähne ab-
gebürstet werden, sondern auch nach jeder Mahlzeit soll diese
Mund- und Zahnreinigung erfolgen, insbesondere auch vor
dem Schlafengehen. Zur Desinfektion des Mundes wie auch
zum Reinigen der Zähne wird ein geeignetes Mittel benugt.

Bei der Pflege von Kindern, die an Diphtherie erkrankt
sind, verwende man zum Auffangen von Schleim und Eiter
aus Rachen und Nase niemals Taschentücher, sondern stets
Verbandwatte. Mit Tüchern verschleppt man nämlich den
Infektionsstoff sehr leicht, während man die Watte durch Ver-
brennen sofort unschädlich machen kann.

Gegen Sodbrennen hat sich ein Mittel recht gut bewährt,
das folgende Bestandteile hat: Doppellohlensaures Natrium
10 Gramm, gebrannte Magnesia 7,5 Gramm, Bromnatrium
10 Gramm, kohlensaures Bismuth 5 Gram, Milchzucker
100 Gramm, Fenchelöl 2 Gramm. Von dieser Mischung
nimmt man einen halben bis ganzen Teelöffel voll eine halbe
Stunde nach den Mahlzeiten.

Das Tragen von Wattebäuschchen in den Ohren ist be-
sonders dann schädlich, wenn die Watte noch mit einer alko-
holischen Flüssigkeit getränkt worden ist. Dadurch wird der
Gehörgang gereizt, und bei längerem Verweilen der Watte
können sogar Schwächezustände eintreten, indem die kleinen
Drüsen, welche zur Absonderung des schützenden Ohren-
schmalzes dienen, in ihrer Tätigkeit nachlassen und schließlich
ganz aufhören zu funktionieren. Durch solche Wattebäusch-
chen nehmen die Ohrenschmerzen also nicht ab, sondern stei-
gern sich sogar.

Garten und Blumen

Beim Pflücken der Pfirsiche muß besonders darauf ge-
achtet werden, daß die Früchte keine Druckstellen erhalten.
Deshalb ist es nicht möglich, die Netze der Früchte durch
Druck zu ermitteln; diese muß man vielmehr durch den
angenehmen Geruch, durch die lebhafter gefärbte Sonnenseite
und die gelbe Farbe der Rückseite erkennen. Ein leiser
Druck am Fruchtstiel genügt, um die reife Frucht abzulösen.

Erdbeerstecklinge werden zur Aufzucht nur dann benugt,
wenn die natürliche Bildung der Ausläufer versagt, was
beispielsweise bei großer Trockenheit der Fall ist. Als Steck-
linge kann man von den älteren Mutterpflanzen oder auch
von vorjährigen Ausläufern die im diesjährigen Sommer
gebildeten „Röpfe“ verwenden. Die Stecklinge müssen aber
stets dicht unter den untersten Blättern geschnitten werden.
Immer aber wird die Vermehrung durch Stecklinge wohl
als ein Nothbehelf zu gelten haben. Sie erfordert noch mehr
als die Vermehrung durch Ableger geschützte halbshattige
Lage und gleichmäßige Feuchtigkeit.

Gurkenkultur an Spallieren wird noch wenig betrieben,
obwohl sie doch sehr sichere Erträge liefert. Die beste Lage
für ein solches Spallier gibt eine nach Süden gelegene Wand.
Für Spallierzucht hat sich als zuverlässige Sorte die
japanische Klettergurke erwiesen, auch in regnerischen Som-
mern. Man muß die Gurken beim Ranken durch Aufbinden
der Triebe mit Bast unterstützen und dabei beachten, daß
die Gurke von rechts nach links windet. Auch an frei-
stehenden Stangenreihen kann die japanische Klettergurke
mit bestem Erfolge verwendet werden.

Die Teltower Röhre wird jetzt ausgefät. Sie verlangt
reinen Sandboden, der in alter Kraft steht; in frisch ge-
biltem Boden verliert sie den eigentümlichen, angenehmen
Geschmack. In Lehmböden und jedem anderen Kultureland
artet sie aus. Die Ernte kann ungefähr sechs Wochen nach
der Ausfaat erfolgen. Wie wohl bekannt ist, sind diese
kleinen Röhren eine Spezialität des märkischen Garten-
baus und in anderen Gemüsegärten nur selten zu finden.

Die günstigste Pflanzzeit für die weiße Lilie ist der
Monat August. Späteres Umsetzen vertragen manche
Zwiebelgewächse noch recht gut und wachsen genügend an,
um ohne Schaden überwintern zu können. Die weiße Lilie
bildet aber hiervon eine Ausnahme. Ihre eigentliche Ruhe-
periode ist nach der Blüte im August, und während dieser
Zeit kann man sie umpflanzen, ohne die Beeinträchtigung
der Blüte fürs nächste Jahr befürchten zu müssen. Stoff
kann die weiße Lilie mehrere Jahre auf der gleichen Stelle
stehen; erst die sich allmählich bildenden Brutzwiebeln machen

eine Teilung und das Umsetzen notwendig. Lilien, die im
Frühjahr verpflanzt werden, blühen nur selten und auch
im zutreffenden Falle nicht befriedigend.

Stecklinge von allen blühenden Sommer-Tropfgewächsen
und krautartigen Blatt- und Teppichpflanzen kann man
jetzt machen, um nach Ueberwinterung der jungen Pflanzen
in kleinen Töpfen im nächsten Frühjahr kräftige, bald
blühende, gut verzweigte Pflanzen zu bekommen. Die Steck-
linge pflanzt man in oben höchstens 5 Zentimeter weite Töpfe
mit einem Pflanzholz. Das Hineindrücken der Stecklinge
in die Erde mit zwei Fingern ist zu vermeiden, weil infolge
der scharfkantigen Stecklingserde leicht an dem Schnittende
Verletzungen entstehen, die bei empfindlichen Pflanzenarten
zur Fäulnis führen. Den Stecklingschnitt muß man gerade
senkrecht zur Mittellinie des „Halbreifen“ Triebes, nicht
schräg, dicht unter einem Blattstiel ausführen. Die untersten
harten („reifen“) Teile der Triebe eignen sich zur Vermehrung
weniger gut.

Haustierzucht und Pflege

Maiz ist ein gutes Herbst- und Winterfutter für Hühner.
Man röstet den Maiz zuerst etwas an und zertrübt ihn dann
oder schrotet ihn auf der Schrotmühle.

Zum Abschachten alter Hühner ist die Zeit der beginnen-
den Mauser besonders gut geeignet, nicht aber die Zeit des
vorgeschnittenen Federwechsels, weil kann die „Stoppeln“
der sich neu bildenden Federn schwer oder gar nicht zu ent-
fernen sind. Dadurch wird der Gebrauchswert der Hühner
natürlich verringert.

Kalk für Geflügel. Wenn mit Recht gesagt wird, daß
für das Geflügel Kalk unentbehrlich ist, so ist damit stets ge-
löschter Kalk gemeint. In ungelöschtem, gebranntem Kalk
zieht sich das Geflügel aber den Tod, mindestens jedoch heftige
Entzündungen zu. Der Mörtelkalk, wie er in allem
Abbruchmaterial massenhaft vorhanden ist, sollte stets für
das Geflügel zurückbehalten werden.

Um das Selbstausaugen von Hühnen und Ziegen zu ver-
hindern, empfiehlt sich folgende einfache Vorrichtung: Um
den Vorderfuß bindet man dem Tier einen Gurt oder lose
sitzenden Strick, und unten an der Bauchseite befestigt man
einen geraden Stoch mittels einer geschlungenen Dese an dem
Gurt. Das andere Ende des Stoches wird nach seiner Durch-
führung zwischen den Vorderbeinen an dem Unbindehalter
befestigt. Das Tier steht also nachher mit dem Stoch zwischen
den Vorderbeinen, der ein starkes Seitwärtsdrehen des
Kopfes verhindert. An der Bauchseite und an dem Halfter
muß der Stoch jedoch so tief angebracht sein, daß er das Tier
zwischen den Vorderbeinen nicht schnürt.

Eine eigentümliche Krankheit der Schweine ist die so-
genannte Schnüffelkrankheit, bei welcher die Knochen des
Kopfes ganz unregelmäßig und mißgestaltet werden. Die letzte
Ursache für diese Mißbildungen ist Tuberkulose der Kopf-
trachen. Bei solchen Schweinen erfolgt das Atmen unter
einem eigenartigen, schnüffelnden Geräusch. Dieses Schnüf-
feln vermindert man im Anfang nur während des Fressens;
später aber ist es den ganzen Tag hörbar. Je länger das
Leiden dauert, desto auffallender wird das Schnüffeln. Nicht
selten treten auch eiterige und schleimige Nasenausflüsse auf,
und der Nüssel und die Nase werden hart aufgetrieben und
unregelmäßig verkrümmt. Ein Mittel gegen das Leiden gibt es
kaum, und alsbaldiges Abschachten ist am zweckmäßigsten.

Das sogenannte Vernageln der Pferde ist eine Folge
ungeschickten Beschlagens oder schlechter Hufe. Wenn beim
Beschlagen ein Nagel direkt ins Fleisch eindringt, zieht ge-
wöhnlich das Pferd plötzlich zusammen und geht sofort lahm.
In diesem Falle kann man Abhilfe dadurch schaffen, daß
man den Nagel sofort herauszieht und die Deffnung mit
Wachs verklebt. Kommt dagegen ein Nagel den Weichteilen
des Hufes zu nahe, so ergibt sich eine Druckstelle, und es
folgt eine allmähliche Entzündung. Im allgemeinen hat sich
die Behandlung so zu gestalten, daß man beim Vernageln
des Hufes das Hufeisen sogleich entfernt, das betreffende
Nagelloch nach der Sohle zu trichterförmig erweitert und
kalte Umschläge macht, sofern noch keine Eiterung einge-
treten ist. Im anderen Falle muß man durch Behandlung
mit Jodoform in Abwechslung mit lauwarmen Fußbädern
helfen. Beim nächsten Beschlagen darf kein Nagel dort ein-
geschlagen werden, wo vorher einer fehlerhaft eingetrieben
war.

Herd und Scholle

Das Reich der Frau

Der einsichtsvolle Gatte.

Sie hatten sich gezaunt. Böse Worte waren auf beiden Seiten gefallen, und zum Ueberflus hatte es zuletzt bei der getränkten Gattin sogar Tränen gegeben. Und warum eigentlich?

Wie immer in solchen Fällen war die Ursache eine belanglose Kleinigkeit: Der Herr des Hauses kam aus dem Geschäft nach Hause, vergnügt und hungrig wie jeden Tag, speiste sein Leibgericht und wollte es sich dann auf dem Balkon gemütlich machen.

Da nahte die Katastrophe, indem seine Frau schmeichelnd bat: „Möchtest du mir nicht in der Küche beim Abtrocknen des Geschirrs helfen? Sieh mal, ich bin so müde, habe den ganzen Tag im Haushalt gearbeitet, mein Kleid geändert, die graue Hose geflickt, meinen braunen Anzug, den du morgen anziehen willst, gebügelt, das Parkett gebohrt und dann gelockt. Jetzt habe ich aber genug und möchte dir gern bald draußen Gesellschaft leisten. Nicht wahr, du hilfst mir heute einmal?“

So lieb die Stimme klang, passte dieser Hilferuf dem Ehemann ganz und gar nicht. Er hatte eben die Zeitung hervorgeholt und sich eine Zigarre angezündet. Er brauste auf: Das hat man nun. Man denkt, nach der Berufsarbeit sich zu Hause auszurühen, ja, voll, hat sich was, da geht's erst los. Und nur, weil die Frauen zu bequem sind, ihr bißchen Arbeit selbst zu machen. Den lieben langen Tag haben sie Zeit dazu, aber nein, es muß gewartet werden, bis der vielgeplagte Mann wieder da ist, damit der nur ja nicht zu seiner wohlverdienten Ruhe kommt.“ Sprach's, warf das Jacket über und rannte aus dem Hause, um seinen Zorn in einem Glas Bier zu ertränken. Die junge Frau sah weinend ein paar Minuten am Tisch, dann raffte sie sich auf und arbeitete weiter.

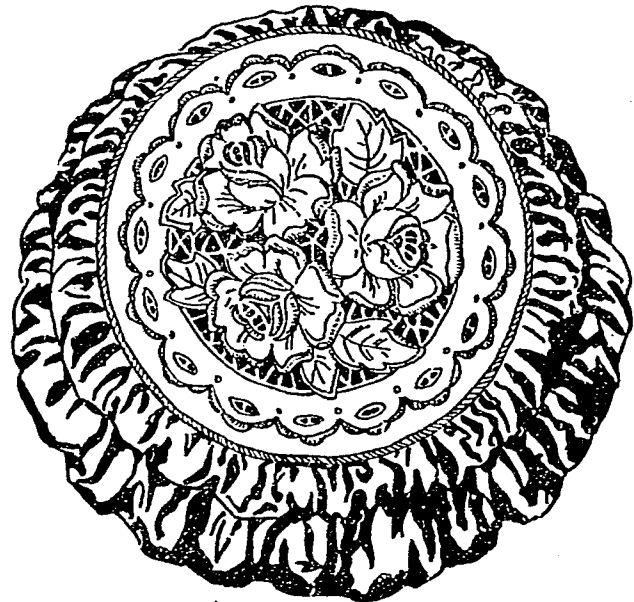
Eben war sie fertig, da ging die Flurtür. Der Mann kam reumütig zurück: „Es hat mir nicht geschmeckt; ich habe mir überlegt, daß du im Recht bist. Wir Männer unterschätzen die Frauenarbeit im Hause und machen uns gar nicht klar, daß eine tüchtige Hausfrau eigentlich vom frühen Morgen bis zum späten Abend ununterbrochen auf den Beinen sein muß, wenn alles klappen soll, während wir nach den acht oder neun Stunden Dienst für den Rest des Tages freie Zeit haben. — Nun, bist du jetzt mit mir zufrieden?“

Sie ließ ihn noch ein bißchen zappeln, dann meinte sie großmütig: „Na ja, du alter Drummbär, ich will an deine löbliche Absicht zur Besserung glauben, und der Ehefrieden sei wiederhergestellt.“

Küche und Haus

Gliederschlauch nach bayerischer Art. 3 Pfund Kabejau werden gereinigt, gewaschen, gekocht und dann von den Gräten gelöst. Gleichzeitig schneidet man 2 Eßlöffel Mehl in 2 Eßlöffel Butter, gibt 1 Liter Milch, etwas Salz, Pfeffer ein Achtelpfund geriebenen Parmesankäse dazu, schlägt die Masse ordentlich durch, kocht die Sauce auf und gibt dann einen flachen Teller voll gekochter und abgepeller Kartoffeln sowie den entgräteten Fisch dazu. Das Ganze wird vorsichtig umgerührt und dann in eine mit Butter ausgeglichene Pastetenform gefüllt. Als Deckel verwendet man folgenden Teig: ein halbes Pfund Mehl, ein Viertelpfund Butter, ein Achtelpfund geriebener Parmesan, 1 Teelöffel Backpulver und 1 Eiweiß werden zusammen durchgerührt und ganz fein ausgerollt. Nachdem die Masse in der Form mit diesem Teig zugebedeckt ist, bestreicht man darüber mit etwas Eiweiß und bäckt ihn bei mäßiger Hitze eine halbe Stunde.

Reste von Pestplästern zu entfernen. Oft bleiben Reste von Pestplästern auf der Haut sitzen, die sich durch Wasser



St. 616

St. 616. Runde Kissenplatte mit Mischkieselfirnis und Langgettenabdruck, auch als Tellerdecke verwendbar. (Stoffgröße 40). Vorgezeichnet auf Halbleinen 1,10 M., auf gutem Linon 90 Pf., fertig geflickt auf Halbleinen 9,50 M. Abplättmuster für 40 Pf. erhältlich.

schlecht entfernen lassen. Man besuchte sie ein wenig mit Benzol, ohne die Wunde damit zu benetzen. Sie lösten sich dann sofort.

Entfernen von Petroleumflecken aus Marmor. Eine Mischung, bestehend aus 2 Teilen Soda, 1 Teil geschlämmtem Vinsäure und 1 Teil feingepulvertem Kalk entfernt leicht Petroleumflecken aus Marmorplatten. Die beschmutzte Stelle wird einige Minuten mit der Pulvermischung bedeckt und dann, nachdem diese entfernt worden ist, mit Seife und Soda gereinigt.

Eis im Kleinen aufzubewahren. Häufig muß man Eis längere Zeit aufbewahren, es ist das nicht immer leicht, denn in den warmen Zimmern schmilzt das Eis schnell. Um das zu verhindern, wird das große Eisstück in ein sauberes Tuch gewickelt und im Tuche hineingeschlagen. Die kleinen Stücke werden fest in ein Stück weißen Planell getan, den man trichterförmig zusammengedreht hat. Dieser Trichter wird in einen Topf gehängt, doch so, daß er den Boden nicht berührt. Oben wird der Trichter fest zusammengebunden; dann kommt ein Porzellanteller auf den Topf, der in eine dunkle Ecke gestellt wird.

Gesundheitspflege

Ein Mittel gegen Bettlägerien. Der kleine Patient muß in der Nacht so liegen, daß der ganze Körper einen Winkel von 130 bis 150 Grad bildet, d. h. unter den Kopf bekommt er nur eine kleine Kissen, unter die Beine auch; der Oberkörper muß ganz eben liegen. Diese Lage soll während der ganzen Nacht beibehalten werden. Bei unruhigen Kindern wird am besten das Bett am Fußende hochgehoben. Hierdurch wird der geschwächte Schließmuskel der Blase von dem Andrang des Urins entlastet. Diese Lagerung ist mindestens sechs Wochen ohne Unterbrechung durchzuführen.

Die Erhaltung der Zähne und ihrer Glanz muß im Kindesalter mit besonderer Sorgfalt beachtet werden. Nicht

terle Lüste in seinen großen Vort. Man verstand ihn kaum.

Spangenberg begrüßte Gutermund und Martin, entledigte sich Paletots und Zellerhuts und setzte sich. Gutermund zog ein Spiel schmutziger Karten aus der Tasche, mischte es und gab.

Das Spiel begann.

Zimmer hatte sich Doktor Spangenberg noch kein Getränk bestellt. Martin wollte höflich sein und hob sein Glas. Er sagte: „Wrost, Herr Doktor!“

„Ganz recht — ich danke. Gutermund, bedienen, bitte! Tress ist angespielt. So . . . ja, ganz recht. Herr Nittgen, ich komm nachher mit 'nem Schludchen Selter nach.“

„Selter . . .?“

„Ganz recht . . . Alkohol trinke ich aus wohlertwogenen Gründen nie!“

„Schlappstiebel!“ bröhrte Gutermund herein. „Alter Meutenzontel! Ich um so mehr!“

Ja, der Brabe konnte trinken! Im Handumdrehen hatte er den vierten Grog am Widel. Sprach laut und spielte schlecht. Er verlor Spiel um Spiel. Nach seiner Ansicht waren die anderen daran schuld. Entweder war nicht recht bedient . . . der Gegenpart hatte nicht korrekt gerückt . . . schlecht gemischt . . . falsch gezählt . . . eine andere Farbe mußte kommen. Aber weiß der Himmel, nie tat man es Gutermund zu Recht.

Martin fing zu gähnen an. Er saß still und zugeknöpft und schaute sich nach Hause. Einmal fragte er den Doktor Spangenberg: „Wo haben Sie studiert?“

„In Göttingen — ganz recht.“

„Ah . . . auch ich!“

„Sie . . .?“ horchte Gutermund. „Haben Sie studiert?“

„Ja. Ich war Jurist. Bis zum Referendar.“

Herr Gutermund pfliff leise durch die Zähne. „Ah . . . sehen Sie mal an . . . dann flogen Sie kopfheiser — Hä?“

„Hören Sie mal, Herr Gutermund!“ ruckte Martin auf.

Aber er konnte nicht zu Ende sprechen, denn auf einmal stand der kleine, vierschrotige Gastwirt Lieside an seiner Seite und reichte ihm die dicke Hand. „Tag, Herr Nittgen. Ich freu' mir, daß Sie uns doch mal hier besuchen.“

Und Gutermund sprang auf. „Lieside, setzen Sie sich 'n bißchen auf meinen Platz. Sie können für mich einspringen. Ich habe vorn der Emilia noch was zu sagen.“

„Eigenartig,“ muschelte der Doktor Spangenberg in seinen Vort. „Zimmer, wenn Herr Gutermund verlor, hat ganz recht, dann hat er immer gerade plötzlich anderswo zu tun.“

Nun setzte sich der Krugwirt Lieside mit aufgestülpten Hemdärmeln zu den beiden an den Tisch. Er nahm die Karten in seine dicke schmutzige Hand und fragte: „Na, meine Herren, denn man los! Wer gibt?“

Aber Martin hatte nun genug. Er stand auf, nahm Paletot und Hut, drückte Spangenberg die Hand und sagte: „Empfahle mich, Herr Doktor. — 'n Abend, Lieside!“

Und ging.

Also — mit der Statabenden in Himmelstort wurde es nicht Mehtes. Martin hatte von ihnen, ebenso von seinen Partnern — Spezialiter aber von Herrn Gutermund — genug. Und er ließ sich bei der nächsten Zusammenkunft entschuldigen: er habe keine Zeit.

In den Tagen nach Weihnachten erfüllte ihn auch ein anderer Gedanke voll und ganz: Linchens Besuch in Himmelstort.

Er hatte gebeten und gegnät, Linchen möge doch nun endlich kommen. Aber bei diesem Besuch hatte das Unglück scheinbar seine Hand im Spiel. Drei Tage vor dem Termin, an dem Linchen mit den beiden Pöhlis Martin in Himmelstort besuchen sollte, bekam der gute Le die Grippe. Er legte sich zu Bett. Und Lieschen erklärte steif und fest, sie ließe den Stranzen nicht allein.

Martin war außer sich. Er telephonierte . . . er telegraphierte: Linchen möge kommen. Friedel sollte sie begleiten. Er erwartete sie bestimmt.

Und Linchen, die in allen Dingen groß und edel dachte . . . in deren reinem Herzen unsäuberere Nebengedanken und die Sorge um den Klatsch überhaupt nicht Raum gewonnen, sagte schließlich zu.

Es war ein trübsamer Januar in diesem Jahre. In der ersten Monatshälfte webten Frühmässen. Die Bäume

lieben sprossen. Die Weiden setzten bald nach Neujahr grüne Nädchen. Die erste Ansel sang. Schon stand der Seidelbast in Blüte. Die Forsythia hatte sich goldgelb zeschmückt. Die Kornelkirsche und andere Frühblüher zhmten es ihr nach.

„Dat geht nich gant!“ orafelte Autscher Pagel vom Nittgen-Hof kopfschüttelnd in dies vorzeitige Frühlingswunder. Denn gerade an einem solch unnatürlich warmen, sonnenhellen Wintertage war Linchen von der Bahn zu holen und Pagel spannte an.

Währenddessen überprüfte Martin im Hause nochmals die Vorbereitungen für den Besuch. War nun alles fertig? Ja . . . es mochte geh'n.

Das Herrenzimmer war warm und behaglich. Das gab vorerst den einzigen Wohnraum. Die anderen Zimmer standen leer.

„Frau Autsched . . .!“ rief nun Martin. Frau Autsched kam. Sie war Mamfess . . . bejahrten Alters und bid und tüchtig, wie Mamfesss sind.

„Also, Frau Autsched, den Klasse ein paar gute Bohnen färker. Das Geschirr mit goldenem Rand. Hübsch gedeckt. Den Tisch mit kleinen Tannenweigen dekoriert. Die Apfelintortorte in die Mitte. Die anderen Linchen nebenbei. Und heute reichlich, Mamfess, eine große Schüssel Schlaglahne auf den Tisch. Unser Besuch ist ja die neue gnädige Frau.“

Frau Autsched nickte. „Schön, Herr Nittgen. Kommt all' ins Lot.“

Martin suchte noch zwei Setzgläser hervor. Stellte eine Goldschale bereit und ging hinaus.

Draußen stand der Wagen. Pagel thronte auf dem Bos. In langem schwarzen Mantel . . . einen von Martin ausstrangierten solarbegehmachten Zylinder auf dem Kopf. „Gut'n Tag, Herr Leutnant,“ sagte er und rüdtte an dem Hut.

„Herr Leutnant!“ sagte Pagel. Denn Pagel war alter Parthimer Dragoner und wußte, „wat sit hört“.

Martin ging erst um den Wagen und sah die Pferde nach.

Zwei Braune standen im Geschirr. Gut gemachte, breite Pferde. Hinten auf der Wade sah das Elchgeweih: des Staatsgestüts Trakehnen Brand. Das Sattelstierb stand gut. Nur mit der Stute auf der Handseite war nicht mehr viel los. Sie war vorn ausgehauen nach der Preußenart. Sie stand auch nicht mehr fest. Sie war, wie der Nachmann sagt, „zu Fuß gegangen“.

Aber im großen und ganzen machten sich die Tiere nett. Das Kummelgeschirr mit den Neussilberbeschlügen glänzte. Die Frihur war gut. Das Haar schön blank.

Und Martin wollte eben in die Viktoria steigen. Da fiel ihm etwas ein.

„Pagel . . .“ sagte er. „Wir holen die künftige gnädige Frau. Da woll'n wir 'n bißchen Staat machen und uns herrschaftliche Formen angewöhnen. Ein herrschaftlicher Autscher küstet nicht den Hut. Wenn die Herrschaft aus- und einsteigt, fahst er salutierend an den Hutzand. Seh'n Sie, so . . .“

„Ja, Herr Leutnant,“ sagte Pagel, als Martin ihm Gruß und Peitschenhaltung zeigte, und griffschlachte über's ganze Maul. „Dat will id denn all' girne danhn.“

Na — nach dieser für das Ansehen des Nittgen-Hauses und Linchens Empfang so hochwichtigen Erklärung ging es denn nun endlich los.

Martin kam in seiner Ungeduld zu früh. Da lief er mit seinem großen Blumenstrauß aufgeregt am Bahnhof hin und her. Bald umkreiste er sein Zubrweil. Norrigierte: „Pagel, die Stute hängt ja hinten links; die Nachhand ran.“ Bald ging er in die Wariehalle. Trank einen Schnaps. Und hatte Todesangst, der Zug könnte inzwischen eingelaufen sein und er wäre nicht am Platz.

Endlich war es doch so weit. Der Zug hielt draußen. Linchen stand wunderhübsch in Kostüm und mit feschem, schiefem Winterhütchen an der Wagenaar. Friedel aber kletterte etwas voreilia die Trittbretter hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Gartenleben.

Staudenasteru.

Nicht soll hier die Rede sein von der Lustigkeit der aller Welt bekannten Sommerasteren, die in fast hundertfacher Form, doch immer schön und farbenfröhlich in jedem Garten stehen, sondern ich will hier ein wenig von der Schönheit der Staudenasteren sprechen, die zwar vielen bekannt sind, aber von sehr vielen nicht gekannt und von den meisten Gartenbesitzern in ihrem Gartenwert noch nicht erkannt sind.

Schon im Mai, wenn im „Steingarten“, wie das Schagkästlein unserer alpinen Blumenfreunden heißt, die rosa-rotten und lilablauen Zwergphloxen über die Steinflächen kriechen und Iberiswüste weiß in die Wege quellen, während die Faltcr von den Frischweigen zu den ersten Schwertlilienblüten am Sonnenhang flattern, dann grüßen uns schon die ersten Staudenasteren. Hellblau, weiß, rot und lila liegen zwischen den Steinen die Felder der Aste alpinus, auf die dann die Himalaja-Asteren folgen mit einigen Varietäten. Sehr schön und blütenreich ist die Yunnan-Aster aus den Waldbergen Südwestchinas. Sie übertrifft geradezu durch ihre Blütengröße und den rotlila Blütenkranz, von dessen Leuchtkraft sich gewinnend die gelbe Mittelscheibe abhebt. Sie gehört für mich zu den besten Entdeckungen, die ich auf Studienreisen in diesem Jahre machte. Alexander Steffen, der verdienstvolle Leiter der sächsischen Versuch- und Versuchsgärtnerei, legt ihr einen hohen Schnittwert nicht allein wegen ihrer schönen Farbe zu, wegen der sie immer begehrt sein wird und die sie m. E. besonders für gemülligte Kaffeetischen wertvoll macht.

Wenn diese alpinen Asten verblühen, ist es bereits Ende Juni geworden, und die Tage sind gezählt, bis die ersten großblütigen columbischen Asten und die mit unzähligen Blütensternen besetzten Kugeln der Aste acris erblühen. Noch einige andere gehören zu dieser Sommergruppe. Die stärkste und schönste unter ihnen ist aber die Aste Amellus, die blaue Margarith! Große breite, margaritenförmige Blütenblätter erhebt sie zur Sommerjonne. Die meisten Arten sind blau und gefallen sich in den schönsten Nuancen dieser schönen Farbe. Man muß sie in breiten Wänden an die Wege legen oder in großen dichten Rasenflächen in die Staudenrabatten stellen, wo die 50 bis 60 Zentimeter hohen Pflanzengruppen umspielt werden von den vielen Selbstblühen der „Sonnenbräute“ (Helenium), der niedrigen „Sonnenhüte“ (Rudbeckia Reumanni), während sie das schöne Goldgelb der „Mädchenangen“ (Coreopsis) auf zierpappelhaftem Laub umfaltet und hinter ihnen die reißige Ritterstachel der Königssternen und Senecio-Mivovum-Raketen Ehrenwache halten.

Nun ist es September geworden. Scheidung! Scheidemonat, wie dieser Gartenmonat deutsch heißt. Wir heimchen den reichen Fruchtsiegen unserer mühevollen Arbeit ein. Aus grüner Stachelhülle springen braune Kastanien auf die Wege, und die Kugel naschen von glasklaren, wie sauerstoffreiches Blut so roten Schneeballbeeren. Schwarz und schwer hängen die Hollunderbeeren im Gewoge, die Pfaffenhütchen werden rosigrot, schon züngeln flammendrot Weinranken am Haus, und verstopfen wirbelt ein gelbes Blatt zu Boden. — da sind die Herbstasterbüsche erblüht, die solange dunkelgrün, geheimnisvoll und riesengroß hinter all dem lustigen Blühen der Blumenrabatten standen. Ihre dichten, kegelmännchenförmigen Büsche aus zierlichem Blütenstengelgezeig und schmalen Blättern ist belebt von unzähligen Sternen, die rot, rosa, weiß und lavendelblau und so verschieden groß sind, wie unsere Münzen. Auch von ihnen gibt es eine Unmenge Namensorten, und es fällt mir schwer, ja, es wird mir eine Unmöglichkeit, hier einzelne zu empfehlen. Soll ich hier Schön Rotkraut, Wunderkind, Herbstzauber, Lavendel, Cos, Blütenwolke, Heiderose, Nordlicht, Abendröte oder einer anderen die Krone aufsetzen? Es wäre derselbe Unfug wie die Krönung der Mode, Strand usw. Königin und der Fürstinnen aller Schönheitswettbewerbe. De gustibus non esse disputandum! So wird denn jedem eine andere wohlgefallen. Zudem kommt, daß jeder Gartenbesitzer wie mit so vielen anderen Pflanzenarten seine Spezialerfahrungen machen muß. Es gibt wie bei diesen

auch hier eigenwillige Asten, die in dem einen Garten herrlich schön sind und im anderen schlecht blühen und unzufallen. Allerdings sind so eigenwillige Gesellinnen nach Möglichkeit ausgemerzt worden, und die Staudenfirmen bieten heute solche Ware an, die den meisten Bodenansforderungen genügenden. Vielmehr wird daher der Farbensgeschmack der einzelnen Gartenbesitzer zu sprechen haben und die Tatsache, ob man dicke, Blüte an Blüte stehende Zweigbüschel wünscht, oder leichte, locker aufgebaute.

Als Schnittblume ist es eine der dankbarsten. Ein, zwei oder drei Stiele genügen, um große Vasen für zwei bis drei Wochen zu füllen, denn sie füllen im wahren Sinne des Wortes, und ihre Vasenhaltbarkeit ist ungeahnt lang, sofern wir sie in den Vasen mit täglichem Frischwasser und gelegentlichem Neuanschnitt pflegen. Und wenn wir einzelne kleine Blütenzweige abpflücken und in kleine Schalen oder Kristallfäulchen stellen, dann haben wir einen vornehmen, billigen und in riesigen Massen aufzutreibenden Tafelschmuck.

Es bleibt mir noch, etwas über das Aufbinden der Herbstasterbüsche zu sagen. Dit genug geschieht dies in der unpassendsten Weise, indem man glaubt, die Büsche an einen dicken Stiel fest aufbinden zu müssen. Abgesehen davon, daß es genug Sorten gibt, die gar keiner Stütze bedürfen, sollten die andern doch nicht so unschön angebunden werden. Ist es nötig, so nehme man drei Haselgerten, stecke sie in genügendem Abstand herum und fasse sie leicht mit einem Band zusammen, damit die Ämme dieser Stauden erhalten bleibt und — die Poesie. Denn Poesie liegt in diesen Herbstastern, die Geschwister sind vom Flammeot und Goldgelb des Herbstlaubes, den Äpfeln und Weintrauben. Ihr Lied ist ein Lied vom Jahresabend und Abschiednehmen, von Herbstwind und Braunebeln, die über den Wiesen liegen wie Silberhaar um die Schläfen der Frauen, die wir Großmutter nennen. So konnten sie denn auch nur einmal so feinstvoll gemalt werden von einer alten Frau, der Gattin des Astronomen Förster, der Mutter unseres Staudenzüchlers Karl Förster, die sie mit spitzem Pinsel gemalt hat, als male sie den Abend ihres Zeitalters, des Zeitalters der Ruhe und Beschaulichkeit, das jetzt zu Ende geht. Wenige schöne, feinstvolle Blumenstillleben sind gemalt worden; dies ist der schönsten eins, ein Hartenspiel zu dem Herbstlied ihres großen Zeitgenossen Theodor Storm, der dichtet:

Schenkt den Wein, den holden,
Wir wollen uns den grauen Tag vergolden, vergolden.

W. Jänike.

Sarah Bernhards Herkunft.

Ein großes Rätsel gelöst?

Sarah Bernhardt, die bekannte französische Tragödin, hatte es stets verstanden, ein geheimnisvolles Dunkel über ihre Abstammung zu verbreiten. Ueber ihre Ahnen bewachte die große Sarah während ihres ganzen Lebens ein harträchtiges Stillschweigen.

Sie erzählte sonst so ziemlich alles aus ihrem Leben und verstand es trefflich, die Werbetrommel für ihr Künstlerium zu rühren. Gern überließ sie der Öffentlichkeit bemerkenswerte Einzelheiten aus ihrem Leben; aber sobald man die Frage berührte, wo sie geboren und wer ihre Eltern seien, schwieg sie beharrlich. Sie gab ihre Erinnerungen heraus; aber selbst darin bekam man keine Aufklärung über ihre Herkunft. In den Nachschlagewerken befinden sich widersprechende Angaben. Zu einem heißt es beispielsweise, sie habe in Paris am 22. Oktober 1844 das Licht der Welt erblickt und zwar als Kind aus der Verbindung eines französischen Aftigen mit einer deutschen Jüdin. Anderwärts werden als ihr Geburtsort Le Havre, Brüssel und sogar Berlin angegeben.

Und nun tritt ein alter Theaterdirektor aus Amsterdam auf den Plan und behauptet, daß die Wiege der großen Schauspielerin in einer schmuckigen Kellerwohnung in der Sankt Anton-Gasse in Amsterdam gestanden habe. Ihr Vater war ein Optiker und mit dem Theaterdirektor verwandt. Da er in Amsterdam sein Glück nicht machen konnte, siedelte er nach Paris über, wo er besser fortkam. Als Sarah Bernhardt 36 Jahre alt war, besuchte sie Amsterdam und auch ihre

vorligen Verwandten. Sie fand auch noch die alte Kellerwohnung, in der nunmehr ein Bettler wohnte. Als die große Künstlerin die elende Höhle sah, brach sie in Tränen aus und eilte hinweg, nachdem sie dem Bettler noch einen Tausendfrankenschein gegeben hatte.

Der römische Postreiter.

Eine postalische Saalburg-Erinnerung von Max Ton, Weimar.

Die römischen Postreiter, auch unter dem Namen „Veredarier“ bekannt, bezeichnet man nicht mit Unrecht als die einstigen Vorläufer der „Deutschen Reichspost.“

Einen schönen Beweis dafür finden wir noch heute auf der vom Geiste des klassischen Altertums getragenen Wiederhergestellten Saalburg bei Homburg v. d. Höhe.

Gleich beim Betreten der Saalburg, links vom ersten Toreingang, stoßen wir auf einen Gegenstand des täglichen Gebrauchs, einen äußerst originellen Postbriefkasten, dessen Sockel die Relieffigur eines antiken Postreiters (Veredarius) krönt. Letztere trägt auf dem Kopf eine typische Mauerkrone, hält im linken Arm ein Füllhorn, in der rechten Hand eine Opfergabe, die von dem darunter stehenden kleinen Knauben mit beiden Armen gestützt wird. Zu Füßen des „Veredariers“ sind auf einem besonderen Steinblock folgende lateinische Initialen deutlich lesbar: „In Honorem Domus Divinae Genio Veredariorum M (?) N (?) Altonius Remus“, übersezt, soweit möglich: Zu Ehren des göttlichen (kaiserlichen) Hauses der Göttheit (dem Genius) der Postreiter. Die Buchstaben M. N. sind nur so zu deuten, daß mutmaßlich Altonius Remus der Stifter des Denksteins ist.

Außerdem stehen unter dem eigentlichen Briefeintwurf in großen lateinischen Lettern die Worte „Curfus publicus“, was verdeutscht und in Klammern mit (Reichspost) wiedergegeben ist. Wäre schließlich nicht noch zwischen dem Sockel und dem daraufstehenden Veredarier ein wenig schön wirkendes modernes Schild mit der Bezeichnung „Aufschrift und Marke nicht vergessen“, angebracht, so würde wohl kein Besucher der Saalburg einen Briefkasten der Deutschen Reichspost darin vermuten.

Jedenfalls ist aber mit der Auffindung und gleichzeitigen Wiederaufstellung dieses Denksteins der deutliche Beweis erbracht, daß in dem römischen Germanien, ähnlich wie im Mutterlande Italien, bereits seit Jahrhunderten ein regelrechter Postverkehr stattgefunden hat. Das Christentum hatte unter den Befehlstruppen des Rimes, die aus Römern und deutschen Hilfstruppen gemischt waren, noch keinen, jedenfalls aber sehr geringen Eingang gefunden; als Heiden verehrten sie daher ihre großen und kleinen Götter, denen sie u. a. auch Denksteine errichteten. Ein solcher Denkstein ist der römische „Postreiter“ auf der Saalburg. Dieses in seiner Art äußerst sinnige postalische Denkmal gibt uns nun mit vollem Recht Anlaß, die Postverhältnisse bis in die früheste Zeit aufmerksam zu verfolgen. Gleichzeitig lernen wir daraus ein Stück deutscher Postgeschichte kennen, gewissermaßen die Uransätze der gegenwärtigen „Deutschen Reichspost“, des gewaltigsten und unentbehrlichsten Apparates im allgemeinen Verkehrsweisen.

Rauen Sie?

Eine Rundfrage.

Vor einigen Jahren hat irgendwer das Wörtchen „prominent“ mit geschicktem Aufputz in den Schaukasten gestellt. Seitdem gibt es kaum noch eine Vereinsfestlichkeit, ohne daß nicht auch die prominenten Persönlichkeiten des Städtchens dazu eingeladen würden. Die Prominenten-Ehre ist heute gewissermaßen der Inbegriff aller Persönlichkeitshöhe und wenn gar noch der Pubifopf dazukommt, ist eine Steigerungs-möglichkeit sichtlich unendlich. Die Sache ist solange unbedenklich, so lange sich jemand, der in Fremdwörtern nicht ganz sattelfest ist, unter dem Pro-

minenten nicht etwa einen Radiorückkoppler oder sonst was Böses vorstellt. Da das aber, wie gesagt, bei Leuten, die keine Prominenten-Schulen besucht haben, sehr leicht der Fall sein könnte, sollte man doch lieber hübsch deutlich reden, denn angefehener als angesehen wird man auch durch Fremdwörter nicht.

Nach echt amerikanischem Vorbild hat sich vor wenigen Tagen ein Berliner Blatt an eine Reihe von Angehörigen unseres Volkes mit der Frage gewandt, welche Meinung sie über den — Kaufpost haben. Man sieht, es gibt noch gewaltige Fragen, die die Welt bewegen, und die, reslos zu klären, notwendig ist, damit gewisse Berliner Zeitungskente ruhig schlafen können.

Die Frage: „Rauen Sie?“ erscheint an sich reichlich müßig. Wohl dem, der was zu kaufen hat. Es braucht gar nicht mal Wiener Schnitzel oder Bayerisches Geflügel zu sein. Gewissen Leute genügen seit einiger Zeit diese oder ähnliche Rautenriffe nicht mehr. Deshalb hat man in Amerika den Raugummis heranzugebracht, der heutzutage genau wie Patenthosentröpfe und Reißbrettstifte fabrikmäßig hergestellt und in gewaltigen Massen auf den Markt geworfen wird.

Ueber die Frage, ob der Raugummisport förderlich sei, ist weiter nicht zu streiten. Die amerikanischen Großindustriellen sind fabrikmäßig wie reinförberlich, den kühnsten Erwartungen zum Lohn, auseinandergegangen, ein Erfolg, der den amerikanischen Luifkönig Ford bereits zu ersten Erwägungen darüber gebracht hat, ob er seinen Betrieb nicht auf Raugummis umstellen soll.

Es wäre aber sträfliche Bosheit, die Förderlichkeit des Raugummisportes lediglich aus der beneidenswerten Gesundheit der amerikanischen Unternehmer herleiten zu wollen. Die Rundfrage, die von dem bewußten Berliner Blatt in Deutschland angestellt worden ist, hat den Beweis erbracht, daß selbst im deutschen Vaterland verschiedene Leute von der Nützlichkeit des Raugummis überzeugt sind.

So behauptet beispielsweise eine der ersten deutschen Boyergößen, daß sie den Raugrogen ihren — starken Unterkiefer verdanke (!). Der Raugummis rege die Muskeln außerordentlich an und stärke die Knochen. Man wird dem betreffenden Boyer diese Entdeckung sehr danken müssen und — das ist die Hauptsache — es werden die nötigen Folgerungen daraus zu ziehen sein. Unsere Herren Landwirte werden es hinforn in allgemeinen volkswirtschaftlichen Interesse nicht unterlassen dürfen, zu untersuchen, ob sich durch regelmäßige Raugummis-Zugaben nicht auch bei den Pferden und Mäsläthen ein widerstandsfähigerer Knochenbau erzielen läßt.

Die Raugummis-Wunder sind mit dem kräftigeren Unterkiefer aber noch lange nicht erschöpft. Ein bekannter deutscher Radrennfahrer hat die Anfrage des Blattes dahin beantwortet, der Raugummis sei ein ganz hervorragendes Hilfsmittel, um frisch zu bleiben. Ob das auch für Fleisch-, Wurst- und Käseorten zutrifft, hat der Meister der Radrennbahn vergessen, hinzuzufügen. Ein anderer Prominenter erklärt, der Raugummis sei sehr praktisch. Deshalb, das sagt er freilich nicht.

Was uns aber am meisten beruhigen kann, ist, daß der Raugummis selbst von Frauen ungemein verehrt und — natürlich! — auch gekauft wird. Die Amerikaner haben also wahrhaftig keine Veranlassung, uns Deutsche etwa rüchlosig oder vorsintflutlich zu schimpfen... (8.)

ff. Scharfichterbäume. Auf Madagaskar gibt es den sogenannten Tanghin-Schellenbaum, dem die Eingeborenen die Fähigkeit zuschreiben, die Schuld der Verbrecher festzustellen und sie im Falle der Schuld auch gleich „hinzurichten“. Ist jemand eines Verbrechens verdächtig, dann wird er gezwungen, einige Fruchtkerne des Baumes zu zerkauen. Bleibt bei ihm nach dem Genuss der Kerne die tödliche Wirkung aus, dann gilt seine Unschuld für erwiesen. In den allermeisten Fällen kommt jedoch keiner, der die Kerne hinuntergeschluckt hat, mit dem Leben davon, da schon eine kleine Menge des Giftstoffes dieser Kerne genügt um einen Menschen zum Tode zu führen.